

Neue Erzähler

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **25 (1922-1923)**

PDF erstellt am: **07.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

subjektiver Kritik, sowie mit Vorschlägen de lege ferenda zurückhält. So auch Fleiners Buch. An einigen Stellen allerdings gibt der Verfasser seiner Meinung über die Notwendigkeit von Reformen freien Ausdruck. Wir möchten hier nur seine Forderung auf endliche Einführung eines *eidgenössischen Verwaltungsgerichtes* mit ausgedehnten Kompetenzen erwähnen. Eine der schönsten und beachtetsten Bestimmungen unserer Bundesverfassung ist die von Art. 113, die dem Bürger das Recht gibt, wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte durch staatsrechtlichen Rekurs an das Bundesgericht zu gelangen. Die notwendige Ergänzung dieses Rechtsschutzsystems fehlt jedoch. Wegen Rechtsverletzungen durch Verwaltungsbehörden des Bundes hat der Bürger bis zur Stunde keine Möglichkeit, an ein unabhängiges Gericht zu gelangen. Über allfällige Beschwerden haben die Verwaltungsbehörden selbst zu entscheiden, als Richter in eigener Sache. Das ist ein des Rechtsstaates unwürdiger Zustand. Obschon seit mehr als dreißig Jahren der Ruf nach einem eidgenössischen Verwaltungsgericht ertönt, und obschon die verfassungsgemäße Grundlage für dessen Einführung seit 1914 in Art. 103 und 114bis der Bundesverfassung gegeben ist, konnte die Idee wegen des Widerstandes der Behörden noch nicht verwirklicht werden. Fleiner ist der eigentliche Vorkämpfer des eidgenössischen Verwaltungsgerichts; es ist daher verständlich und in jeder Beziehung begrüßenswert, dass er in seinem Werke mit scharfer Kritik am gegenwärtigen Zustand und mit der überzeugenden Verfechtung seines Postulates nicht zurückgehalten hat. Seinen Ausführungen kommt heute um so mehr Bedeutung zu, als gegenwärtig ein Entwurf des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes über die Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit vorliegt, der keineswegs befriedigen kann.

Fleiners Buch ist nicht nur eine juristisch-wissenschaftliche Tat, es ist auch ein vaterländisches Werk im besten Sinne des Wortes. Die schweizerische Demokratie hat sich in einer jahrhundertelangen Entwicklung ein eigenartiges, oft bewundertes Staatsrecht gegeben. Fleiner hat dieses Staatsrecht in vollendeter Form dargestellt. Dafür ist ihm die Schweiz Dank schuldig.

ZÜRICH

RICCARDO JAGMETTI



NEUE ERZÄHLER

Unsere Literatur setzt einen neuen Ring an im Stammholz. Zwei dem Ohr noch wenig vertraut klingende Namen präsentieren sich und ihr Erstlingswerk. In keinem leichten Augenblick, denn vor kurzem hat sich die ältere Generation zwei Monumente meisterlicher Leistungen errichtet: Jakob Boßharts *Rufer in der Wüste*, den mit dem Gottfried Keller-Preis der Martin Bodmer-Stiftung ausgezeichneten Roman, und Jakob Schaffners *Johannes*, dem der schweizerische Schillerpreis dieses Jahres gerechterweise zufiel. Wo bleiben da die Jungen? mag man sich fragen; brechen denn sieben fette Jahre an, aber nur für die ältere, die bereits arrivierte Generation? Man muß die Ungeduld wohl zügeln; unsere Epiker gingen anfänglich stets gemächliche Schritte: Gotthelf und C. F. Meyer hatten den Limes des vierten Jahrzehnts überstiegen, als sie zu schreiben anhoben, und Gottfried Keller glaubte auch reichlich lang, der Pinsel flecke seiner Hand besser als die Feder.

Ist der Aufmarsch einer jungen Generation schon an sich erfreulich, weil dadurch wenigstens die Kontinuität unseres Schrifttums verbürgt wird,

so muss sie sich gleich bei ihren Leistungen die ernste Frage Fontanes gefallen lassen, die ihr alle stellen: „ob dem Parnasse sie näher gekommen, oder bloß einen Maulwurfshügel erklimmen“? Nun, die schweizer Erzähler hatten immer höhere Ambitionen als Maulwurfshügel, oder es mussten schon solche mit ewigem Schnee sein. Die Reaktion gegen den Alpenroman hat indessen gesiegt; die dichterische Jugend wird den Parnass nicht mehr dort suchen, wo ihn andere gefunden zu haben meinten. Freilich, sie mag sich bedenken, ob sie so heiter und respektlos die Älteren aus ihrem Gesichtsfeld verabschieden will, wie es der alte Fontane ihrem Wesen zuschreibt: Der Mohr kann gehen, neu Spiel hebt an, sie beherrschen die Szene, sie sind dran. Der Mohr kann vorderhand noch nicht gehen, es wäre zum Schaden der Jungen, die erstmals ihre Konflikte Schwarz auf Weiß austragen. Wenn sie dabei auch die auf der Akme des Lebens Stehenden mitunter anschwärzen, die ihrerseits in grimmigen Stunden (Schaffner ist gemeint) sich zu mörderischen Anschlägen auf Tote aufgelegt fühlen — was tut es ihnen. Sie ordnen mit ruhigen Händen, weil noch das Lämpchen glüht, die Gesamtausgabe der Werke, die sie mit fieberzitternden Fingern geschrieben haben; und hinter dem Wall ihrer soldatisch trutzigen Bände, worin ihr zum dauernden Wort gehämmertes Leben die höchste Gestalt erhielt, brauchen sie sich von nichts erreichen zu lassen, als was ihnen an Verehrung in berechtigtem Maße zukommen mag. Dort mögen sie mit den gleichen unruhigen Erwartungen wie wir nach den Jungen Ausschau halten, die nun fechtend im ersten Glied stehen und sich zu bewähren haben; neben der mitfühlenden Anerkennung wird sich in ihrem Herzen jener liebevolle Spott auch regen, mit dem die narbenbedeckten alten Legionäre die Rekruten nach der Feuertaufe empfangen. Sie sehen, wie die Welt sich aufs neue anschickt, ungefähr dieselben Bahnen zu rollen, und wie viele immer wieder nach einem Stützpunkt suchen, um sie aus ihren Angeln zu heben und in bessere zu hängen. Sie, die ihrem Schicksal schon mehr als Wissende denn als Hoffende gegenüberstehen, mögen sich vielleicht verwundern, wie inbrünstige Fragen noch an die Zukunft gestellt werden, da sich doch das Menschendasein an dem ewigselben Zweitakt des Herzens: Leid — Freud erschöpft. In wie vielen Spielformen aber ist das möglich bei der höchsten Spielform der Natur, dem Menschen!

Wiesehr drängen diese Fragen an das Schicksal die jungen Dichter sich selber und dem Ichroman entgegen! Ihr Lebensdrang ist ihnen erstes Problem und so gern erster Gegenstand der darstellerischen Fähigkeiten, als Hänse Himmelhoch nehmen sie das Jauchzen des Lebens und seine Todbetrübnisse entgegen. Alle anderen sind ihretwegen da und gewinnen erst Bedeutung und Beachtung, wenn sie real ins Leben dieser Traumwandler des Schicksals eingreifen. Da liegt ein Erstling, der mit den Worten anhebt: „Ich will die Geschichte meines Lebens erzählen.“ Wer darf so beginnen und ohne weiteres auf unser Interesse rechnen? Emil Schibli wagt es auf jede Gefahr hin, in seiner „Geschichte eines Menschen aus unserer Zeit“, welche er *Die innere Stimme* heißt.¹⁾ Er nennt sein Buch nicht Roman. Warum? Weil er ganz einfach lieber bei der Wahrheit bleibt. Das verpflichtet in hohen Graden, denn Konfessionen sind im allgemeinen nur von paradigmatischen Menschen auf haltbare Tafeln geschrieben, nachdem sie allerlei schon geleistet hatten, was durch den Kommentar persönlicher Geständnisse in bessere Lichter

¹⁾ Emil Schibli: *Die innere Stimme*. H. Haessel Verlag, Leipzig 1923.

gerückt werden konnte. Sollte aber deswegen die Wahrheit aus dem Leben eines jeden nicht menschlich anziehend sein? Sie ist es, wenn auch mit Unterschieden. Hören wir die Einleitungssätze Schiblis:

«Ich hatte seit Jahren die Absicht, ein Buch über die Geschichte meines Lebens zu erfinden, zu erkünsteln, einen gemachten Helden das fühlen und erleben zu lassen, was ich fühlte und was ich erlebt habe. Heute, wo ich nun zu schreiben anfangen, denke ich so: Wozu soll das Erfinden und Erkünsteln gut sein? Vielleicht dazu, um mich hinter dem Helden zu verbergen? Oder um eine bessere Form zu finden? Es ist zum Lachen, wenn ich mir überlege, wie viele Jahre lang ich an solche Äußerlichkeiten dachte und mich damit abmühte, mit zierlichweichen, erschwindelten Sätzen den Leser in eine falsche Schönheit hineinzulocken und ihm einen papiernen Garten vorzutauschen. Wahrhaftig, mein Leben war kein Garten! Ich will besser sagen: mein Leben war nicht nur ein Garten, sondern auch Not, Fluch, Sünde und Gestank.»

Das Erfinden und Erkünsteln wird also abgelehnt, aber es handelt sich dabei nicht um dichterisches Erfinden, sondern um die Fälschung der Idee des Helden. Statt eines Menschen mit natürlichen Tag- und Nachtseiten lockte den Dichter zuerst ein edler Held, in dessen Seele eine liebliche Sonne volle vierundzwanzig Stunden hindurch strahlt! Da geriet es besser, ehrlich zu sagen, wie es war. Aber dass ein Dichter das „erweislich Wahre“ über die Wahrheiten der Phantasie stellt, lockt zu einem Seitenblick auf Schaffners *Johannes*, den „Roman einer Jugend“, wie ihn sein Autor nennt. Im Vorwort wird verständlich gemacht, dass bei allen realen Erlebnissen die Wahrheit stets in Gefolgschaft der Dichtung zu finden sei. Ist uns der äußere Lebenslauf eines Helden etwas Packendes, wenn nicht in allen seinen Taten die Idee seines Lebens in Erscheinung tritt? Denn erst durch die Idee gewinnt es Beziehung zu dem geistigen Wesen in uns. Und ist es nicht die Gabe und Aufgabe des Dichters, diese Idee der Wahrheit aufzuprägen, indem er diese der höheren Wahrheit zuliebe bearbeitet, ihr erfundene Züge beilegt, um ihr teilweise ausdrucksloses Gesicht zu beleben? Nicht nach Begebnissen geht unsere Neugier, sondern nach Erlebnissen, deren Folge schließlich in dem erzählten Leben ein übersinnliches Gesetz zur Anschauung bringt.

Schibli ist ein begabter Erzähler, der uns aber bei der Lektüre seines mit Anekdotischem reich beladenen Buches nie ganz des Zweifels zu entheben vermag, ob nicht die Freude an gut gebotenen Details ihn zum Schwelgen darin verleitete. Es ist eine Hand voll Perlen, die man stets zu verlieren fürchtet und auch wirklich verliert, da die Schnur fehlt, an der sie aufgereiht sein müssten. Der lächerliche rote Faden, nach ihm verlangt man. Mit dem roten Faden, oder ist es nicht so? bezeichnet man hübsch bildlich, was vorhin mit „Idee“ etwas abstrakt und farblos benannt wurde: etwas was dem unzusammenhängenden Vielerlei innere Folgerichtigkeit verleiht. Was wir in der Hand in chaotischem Durcheinander halten, gewinnt an der Schnur Form und Dasein nach Gesetzen. Bei Schibli gibt es Szenen, die man herausnehmen könnte, ohne das Ganze zu gefährden, man könnte auch Umstellungen versuchen, und ich glaube, es gelänge.

Schibli, der den Lesern dieser Zeitschrift als Lyriker nicht unbekannt ist, gibt die Bilder und Szenen aus seinem Leben in sachlich knapper Prosa. Der Vater läuft von der darbenenden Familie weg; der Stiefvater bringt es ebenfalls auf keinen grünen Zweig, trotz seinem abenteuerlichen Glücksuchertum, das ihn aufs Geratewohl ins Ausland treibt. Die schweren Schlappen im Kampf ums Dasein soll ihm der Alkohol in Siegesillusionen verwandeln. Nach einem schweren Erwachen hält auch er das Übermaß von Brot- und Geldsorgen

nicht mehr aus und verschwindet heimlich. Der Knabe — Heinrich heißt er und bleibt auch ziemlich lange grün — bleibt sich selber überlassen, versucht da und dort unterzuschlüpfen, wird von Menschen, die ihn nichts angehen, hin- und hergeschoben, brennt wieder durch, wo es ihm nicht passt, kurz er lernte früh, dass er seine Sach' auf nichts gestellt habe. Da schlägt ihm mit einem Mal der Blitz ein: Eine Kinderzeitschrift stellt eine Preisaufgabe, veranstaltet einen Wettbewerb jugendlicher Schriftsteller: Heinrich siegt glatt und unbezweifelt. Erstes Hochgefühl eigener Kraft! Daneben muss aber der kühne Autor, der bereits träumt, er könnte ein zweiter Rosegger werden, mit Postkartenkolorieren ein paar Batzen errackern. Eine Gönnerin fasst Glauben an den geweckten Burschen und schickt ihn wieder in die Schule, damit er sich auf das Seminar vorbereite. Aber der junge Herr dichtet lieber heimlich und rasselt an der Aufnahmeprüfung durch. „Ich dachte, heißt es, also gut, so bin ich halt durchgefallen! Da kann man nichts machen.“ Was macht es diesem Fatalisten aus, als Stift in einer Buchhandlung Adressen zu schreiben und Broschüren zu ordnen — er würde sich ja in jedem Beruf im Käfig glauben und murren. Die Erlebnisse der Liebe, Freundschaft, das stolze Bewusstsein der Berufung zu etwas Besonderem treten an ihn; sie werden von einem fast zu selbstbeherrschten Chronisten an der Spule des Gedächtnisses abgewickelt. Dieser Lyriker hat allen Blütenstaub zart getönter Stimmungen davon abgeschüttelt, um sich das Gefühl der Überlegenheit vor dem Stoff nicht verwirren zu lassen. Und was sagt er doch von sich selber: „Als ein Zarter, als ein sehnsüchtiger und verlorener Träumer blieb ich der Wirklichkeit nicht gewachsen.“ Dieser Träumer, dem die Weltordnung zuweilen Anlass zu galliger Kritik gibt, findet sich mit dem eigenen Ich bemerkenswert gut ab. Er vor allem kennt seinen Wert und vermag mit Unbekannten zu hadern, die ihn nicht zu erkennen vermögen. „Warum muss ich so allein sein, schrie meine Sehnsucht. Und ich dachte: ich bin doch nicht irgendein Affe! Ich bin ein zarterer und reicherer Mensch als viele sind. Warum will mich niemand haben?“ So mit sich selbst beschäftigt, versäumt er, zartere und reichere Menschen als er zu suchen und sich der ganzen Hingabe an sie zu unterziehen. Seine Freundschaften und Liebschaften sind Geschenke hübscher Zufälle, aber sie bringen ihn innerlich nicht viel weiter. Hatte er es am Ende nicht mehr nötig? War ihm der Einklang mit sich selbst teurer als ein Einklang zu zweit? Möglicherweise, denn er verrät einmal: „Da schloß ich ins Bett, kauerte unter die Decke und freute mich sehr, so allein und Gottes Liebling zu sein.“

Wie der arme Mann im Tockenburg hat Schibli der „Glücksempfindung“ die letzten Worte gegeben. Als gemachter Mann malt er sich, Sonntags vor dem Häuschen sitzend, seinem spielenden Kind zuschauend und blaue Wölklein paffend. Ein beruhigendes Bild. Oder nicht? Lauscht er der inneren Stimme? So raune ihm diese zu, dass sie nun von vielen Menschen gehört wurde, und dass es jetzt vielleicht am Dichter sei, das Ohr seinem Nächsten horchend ans Herz zu legen. Und aus dem Wettgesang dieser Brudersphären entsteige sein nächstes Werk! —

* * *

Der zweite Autor will seinem Weltbild durch Gestaltung der Umwelt epischen Ausdruck geben; er selber enthält sich einer Protagonistenrolle, schafft sich gewaltsam Distanz zu einem Gesellschaftskomplex und lässt eine ganze Menge Menschlein vor uns wandeln, von denen viele einen Mosaik-

stein seines eigenen Wesens in sich tragen mögen. *Die Welt in Ingoldau*¹⁾ heißt der Roman, und der Schöpfer dieses sechshundertseitigen Bandes Meinrad Inglin.

Ein ganzes Dorf ist der Held! Warum nicht, jedes Dorf hat eine ganz besondere Atmosphäre, einen eigenen „Geist“, einen individuellen Lebensstil, und dennoch spiegelt sich die Welt in seinem Abglanz. Welche Steigerung ihrer Persönlichkeit erlebt *Die kleine Stadt* Heinrich Manns! Während einiger kurzer Tage ist sie groß in der Leidenschaft, der Passion für Tragödien und alle Gesten des Edelmuten, frei und unerhört kühn im Denken und Wagen — wie ein Mann von Geist, der beim Symposium sich der noblen Steigerung seines ganzen Wesens hingibt und ohne Rücksicht überlässt. In Manns Roman, einem Zeugnis erstaunlichsten Virtuositäts, ist jedoch der kleinstädtische Kollektivgeist in einer absonderlichen Situation belauert worden, gegen den kurzen exzentrischen Taumel musste nachher das Alltagstreiben bekümmert fad wirken. Nicht so in jener Erzählung eines Meisters, die ein Bernerdorf verewigt, seine Schrollen und tüchtigen Eigenheiten, sein vorsichtiges, nicht ganz blitzartiges Denken und das eiserne Konsequente, unbeirrbares Handeln danach, dem wie einer Dampfwalze unterliegt, was sich entgegensustellen vermisst: in Gotthelfs *Käserei in der Vehfreude*. Der goldene Realismus dieses Werkes wird seinen verklärten Schimmer noch lange behalten, und wie bei den *Leuten von Seldwyla* wird man nie ganz erraten, welches Dorf Modell gestanden hat, da ein Genius eines schuf, von dem die Landkarten nichts wissen.

Als Inglin's Roman erschien, gab es in einem Dorf unseres Landes nicht durchwegs erfreute Gesichter. Man sprach von Schlüsselroman. Wie es sich damit verhalten mag — auch die aufgeregtesten Wellen verebben, und die aus der Ferne Zuschauenden wünschen, daß es später dem Autor ergehen möge wie dem Verfasser der *Buddenbrooks*, dem Urbilder seiner Dichtung in der Wirklichkeit Prozesse anhängten, aber nicht verhindern konnten, dass die Stadt Lübeck vor zwei Jahren eine nicht eben geräuschlose Thomas Mann-Feier beging, und im Geburtshaus des Dichters eine splendide Buchhandlung mit dem Namen Buddenbrook errichtet wurde ... Denn was kann man Inglin vorwerfen? Den Realismus seiner Erzählung? Das müsste man den kritischen Literaturbetrachtern überlassen, denn die *Welt in Ingoldau* geht nicht nur Ingoldau, sondern vor allem die übrige Welt an.

Inglin hat ein famoses Mittel gefunden, um den Kreis der Dorfgenossen, deren er zur künstlerischen Illusion der Fülle bedurfte, nicht in zerstreute Segmente aufzulösen, sondern ihm eine feste Mitte zu geben: er stellt in den Brennpunkt eine Figur, in der alle Beziehungen zusammenlaufen, den Pfarrhelfer Reichlin. Er kennt das ganze Dorf, zu ihm kommen die Mühseligen und Beladenen, Gläubige und Angezweifelte. An ihm und seiner Tätigkeit werden ein paar Jahre Leben von Ingoldau dargestellt, in den typischen Äußerungen des Lebens überhaupt: Geburt und Tod, Kampf und Friedseligkeit, Entwicklung und Verfall — und wie alle die Pole heißen, zwischen denen die Menschenseele ihre kurze Zeit flattert. Gleich eine kleine liebenswürdige Intrigue bringt den Pfarrhelfer in sein Amt, einen selbständig denkenden vulkanischen Geist, dessen Individualismus der kirchlichen Tradition sich schwer dienstbar macht. So notwendig er sich für die Gesellschaft fühlen dürfte, er

¹⁾ Meinrad Inglin: *Die Welt in Ingoldau*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1922.

fügt sich nur äußerlich einer Mission, deren Begründung er in übernommenen Dogmen sieht. Was für ein Feld steht ihm offen, wo er sich unter Menschen edel, hilfreich und gut betätigen soll! Was nützt es aber, einer Sterbenden die letzten Sakramente zu reichen, Trost zu sprechen, während im Herzen die wildesten Anklagen gegen eine Schöpfung dröhnen, die den Menschen mit Schmerzen zur Welt kommen und mit Qualen von ihr scheiden lässt? Dieser Geistliche läuft mit einem Glücksideal im Herzen herum, dessen Verwirklichung er niemandem, keiner höheren Macht zutraut, als der eigenen Persönlichkeit. Wie spät er nach allem Leiden, das die werdenden, die Jugend bedrängt! Es sind vielleicht die schönsten Kapitel, die von den Ingoldauer Knaben handeln: von dem zarten verängstigten, durch väterliche kalte Zucht im Willen gebrochenen Damian Betschart, den beiden Reichmuth, Edi und Melk, denen die Schule zum Kreuz wird, von Martin Schönenbuch dem geistig Frühreifen, der seiner alten Familie zum Trotz schon als Gymnasiast sich eine sozialistische Zeitung hält, während die anderen mit Lederstrumpfadealen nachts, eine ängstliche Räuberbande, in den Wäldern herumstreifen und eine Katze braten. Die Nöte dieser vom Eros Geplagten, in seinen und den eigenen Flammen Hilflosen, vor tausend Möglichkeiten der Ausfahrt ins Leben steuerlos Treibenden, sie schildert einer, der um sie weiß, sie aber nicht empfindsam wiedergenießt, sondern mit männlicher Festigkeit berichtgebend darstellt.

In drei Teilen führt Inglin die Handlungen des Romans empor, an der über ein halbes Dutzend Familien mit allerlei Zweigen sich beteiligen. Die Fäden hält er in sicheren Händen, wie ein geschickter Netzflechter ergreift er im richtigen Moment den richtigen Faden und verstrickt ihn ins Gewirke. Am Anfang geht das Tempo langsam, bis die umfassende Gebärde genügend Raum durchmessen und in Nebeneinanderstellung von Bruchstücken des Milieus den Eindruck von etwas Ganzgefügttem erzielt hat. Reichlin, den man vom ersten Auftreten an als einen gefährdeten Posten wusste, geht seinen Weg folgerichtig zu Ende: mit dem Pfarrhelfer ist es Schluss, das passte nach seinem Wort zu ihm „wie eine Drehorgel zu einem Schafbock“, er gibt sich des Menschen allerhöchster Kraft: der Vernunft und Wissenschaft zu eigen, und um sein eigenes Feldgeschrei Das Leben! Das Leben! in weitmöglichstem Umfang in Tat umzusetzen, heiratet er Madeleine Rickenbach. Die Jünglingsgarde, die er mit verstehendem Takt um sich versammelt hatte, ist ins Kraut geschossen: Studenten umscharen ihren jugendlich impulsiven Freund und lassen sich von seiner Lebenszuversicht in ihren Wirrnissen suchenden Mannestums sonnig bestrahlen. Denn dieser Reichlin weiss zu reden! Und tut es nach wie vor. Seine Gewissenskämpfe ficht er in Monologen aus, wenn ihm nicht ein gewiegter Gegenanwalt aus einer anderen Weltanschauung die Stichworte bringt, wie der schwindsüchtige Doktor Betschart. Selbst da werden seine Gedanken mitgeteilt, wo sie eigentlich nur noch ihn interessieren, weil gerade er sie erstmals denkt. Sie sind zuweilen fremde Münze, die er zum erstenmal durch die Finger gleiten lässt und ihr vor Erstaunen zu großen Wert beimisst. Nur sein jähes Temperament gibt ihrer Äußerung noch einigen Schwung und persönlichen Anstrich, denn selbst im abstrakten Denken bringt er es zu einer gutschweizerischen herzlichen Grobheit. Aber es gibt Augenblicke, wo ihm eine Gotthelffigur entgentreten sollte mit dem beruhigenden: Nur kein Gstürm. Wenn es etwa heißt:

«Heftig, wie es seine Art war, dachte er weiter: „Was für ein Rätsel ist der Mensch, was für ein ungeheures Rätsel! Was bin ich denn? Bin ich nicht vielleicht doch in allen

Teilen an diese Erde gebunden? Ja, zum Teufel, am Ende gehöre ich genau so zum Ganzen wie dieser Rasen und jene Tanne dort. Dieselben Kräfte, die hier draußen wirksam sind, wirken auch in mir. Ich werde bewegt, getrieben, geschüttelt. Jedem Tier bin ich verwandt. Ja, vielleicht bin ich wirklich nicht über die Natur gesetzt, vielleicht bin ich nur ihr letzter Ausdruck. Aber der Geist, die Seele, das Bleibende, Absolute —? Wie ist das fassbar, Herrgott, wie ist das fassbar?! Aber geschaffen ist doch alles, bewegt wird es doch, geleitet, beherrscht! Aber warum denn, warum, warum, warum? Weiß es der Schöpfer? Ist er vollkommen? ...“

Ärgerlich sprang er auf und lief, den Hut in der Hand, einen Feldweg hinan, der über Wiesenhügel hinweg zum Dorfe zurückführte. „Da werfe ich wieder alles durcheinander wie Kraut und Rüben“, sagte er sich. „Es ist ja viel einfacher! Das Übel entspringt doch nicht dem Geiste, der Idee, dem Wesentlichen, dem, worauf es schließlich allein ankommt.... Das Fleisch, der Stoff, das Bedingte, Wechselnde, das ist die trübe Quelle. Das darf man nicht in einen Tiegel werfen, sonst steht der Esel am Berg. Hier das Relative, dort das Absolute! Zum Donner, da heißt es trennen! Ein Miststock ist keine Idee.“»

Es ist so: diesem feuerschnaubenden Temperament glaubt man und gesteht zu, dass es einen der Kirche entgegenlaufenden Weg stürmt, seiner intellektuellen Begründung traut man nicht; mit dieser Macht ist nichts getan, man müsste denn eine Großmacht spüren. Man spürt aber nur die Gesten einer intellektuellen Großmacht. Warum die gefährlichen Worte, Absolutes, Wesentliches, Idee, Stoff, Bedingtes, Relatives, Geist und abermals Geist in die Dichtung verpflanzen? Damit soll sich doch die Kritik weiterhin blamieren; die Dichtung hat sie gar nicht nötig. Ein Philosoph als Romanheld wäre ein betäubendes Ereignis, selbst wenn er seine Monologe mit neuen Erkenntnissen bestritte. Das heißt nicht, dass der ungeistige Mensch ein besserer Fund für den Poeten wäre — dieser Fund glückte wahrlich schon oft — aber dass der reine Geist dem Leben wieder angewandelt werden müsse, das ihn seltsamerweise aus sich selber ausschied. Dem Dichter liegt es ob, für sein Vergängliches und Unvergängliches das Gleichnis zu finden. Der Geist soll aus seiner schwebenden Starre erlöst werden und aus Begriffen in Schicksal sich umsetzen. — Reichlin hat zu große Lust, selber zu sagen, was er denkt, statt es uns erraten, erschließen zu lassen. Und der nämlichen Lust unterliegt zuweilen Doktor Betschart, der Positivist mit *Welträtsel*-Phrasen. Und als die Jünglinge heranreifen, fangen sie auch schon sachte an. Zeigt Inglin sie in aktiven Äußerungen des Lebens, so sind es originelle, strichsicher gezeichnete Gestalten; kommen sie auf die letzten Dinge zu sprechen, so verwischen sich ihre charakteristischen Kerben im Antlitz. Im Leben sind alle Menschen eigentümlich, im Denken fast wenige. —

Diese wenigen Bedenken rauben den großen Qualitäten des Romans nichts von ihrem Wert. Im Gegenteil! Eine Statue kann es ruhig ertragen, wenn man die Nase an ihr bemäkelt. Und jedes Ding hat nun einmal seine Nase. Dessen ist sich wohl jeder genau so bewusst, wie der Kritiker. Der aber hat den Vorteil, mit dem Größten seiner Zunft schließen zu dürfen; es ist Lessing, der sagte: „Schreibt man denn nur darum, um Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, dass sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdeckte.“

ZÜRICH

MAX RYCHNER

